Die

Marmaroscher Diamanten.

Von

Med. Dr. Gustav Lorinser,
Professor der Naturwissenschaften am k. k. Staatsgymnasium zu Pressburg.

Pressburg, 1856.

Druck von Carl Friedrich Wigand.

BK001255 JSL. L

Die Marmaroscher Diamanten.

Jene kleinen, zierlichen, an beiden Enden vollständig ausgebildeten, wasserhellen Quarzkrystalle (Bergkrystalle), die gleich ausgezeichnet durch ihre Reinheit und lebhaftes Feuer zumeist in Oberungarn, namentlich im Marmaroscher Comitate gefunden werden, sind als Halbbrüder der Diamanten seit langer Zeit unter den Namen „Marmaroscher Diamanten, Scheindiamanten, Afterdiamanten, occidentalische Diamanten, Marmaroscher Steine" eben so den Mineralogen als den Juwelenhändlern bekannt.

Der Landmann in der Marmarosch nennt diese Steine „Dragomiten" von dem wallachischen oder richtiger slavischen Worte „drago," welches „geliebt oder werthgeschätzt" bedeutet.

Diese netten Bergkrystalle finden sich bei Nagy-Ág, einem Flusse im Marmaroscher Comitate ohnweit Huszt, in der Werchowina, so wie an mehreren anderen Orten im östlichen Theile der Marmarosch. Andere bekannte Fundorte sind die Dörfer Weretzke in Ungarn und Klimetz in Gallizien. Beudant*) nennt als Fundorte, jedoch nur vom Hörensagen, Bocsko und Kobolo-Pojana, nach den von diesen Ortschaften erhaltenen Probestücken. Hoffmann **) bezeichnet unter andern auch die Gegend von Munkáts als Fundstätte solcher Bergkrystalle. Auch die in Siebenbürgen vorkommenden ähnlichen Quarzkrystalle pflegt man mit jenen oben angegebenen Benennungen zu bezeichnen. Sie werden in diesem Lande ohnfern vom Passe Bozza, auf einem zum Dorfe Oschdola gehörigen Gebirge an der wallachischen Gränze, so wie auch bei Halmagy, in dem sächsischen Stuhl Geps, und zwar im Sande des Flüsschens Tertz gefunden ***). Die in der Grauwacke bei Herrengrund im Sohler Comitate nach Blum's Angabe ****) eingewachsenen Quarze dürften gleichfalls als Marmaroscher Steine in die Hände der Sammler gelangen.

Allein nicht nur in der Marmarosch und dem angränzenden Ländergebiethe, sondern auch an vielen andern Orten finden sich dergleichen kleine Bergkrystalle von ausgezeichneter Schönheit, die gleich den Marmaroscher Steinen geschätzt und verwendet werden. Die bekanntesten Fundorte solcher Krystalle sind: Cayenne in Süd-Amerika, die Insel Cypern, Bristol in England, Meilan bei Grenoble und Alençon in Frankreich, Siena in Toskana, das Fürstenthum Lippe-Detmold, das Fichtelgebirge in Baiern und Zirknitz in Krain.

---

*) Beudant. Voyage mineralogique et geognostique en Hongrie. Paris, 1822.

**) C. A. S. Hoffmann. Handbuch der Mineralogie, fortgesetzt von Breithaupt. Freiberg, 1818.

***) J. Ehrenreich von Fichtel. Beiträge zur Mineralgeschichte von Siebenbürgen. Nürnberg, 1780.

****) Dr. R. Blum. Lehrbuch der Oryktognosie. Stuttgart, 1845.

Die unter dem Namen „ungarische oder Marmaroscher Diamanten“ bekannten kleinen Bergkrystalle erscheinen als eine Unterart des Quarzes in der, dem hexagonalen Krystallsysteme angehörigen Form der sechsseitigen Doppelpyramide, mit dem dazwischen geschobenen sechsseitigen Prisma, welches jedoch oft so niedrig erscheint, dass man die Combination, nämlich die Abstumpfung der Randkanten der Pyramide, nur mit Hilfe einer Lupe zu erkennen im Stande ist. In der Regel sind die Individuen an beiden Enden vollständig auskrystallisirt. Bei den aus der Marmarosch stammenden ist das Prisma meist niedriger, als die aufgesetzte Pyramide, fehlt jedoch nie, wenigstens konnte unter vielen tausend Krystallen kein einziger in der reinen Form der Grundgestalt — der sechsseitigen Doppelpyramide — aufgefunden werden. Nur selten zeigt die angegebene Combination eine vollständige Gleichheit der Scheitel- und der prismatischen Flächen, also eine regelmässige Gestalt, wie man dergleichen in den idealen Krystallen zu zeichnen pflegt. Häufig erscheinen die Krystalle wie gequetscht, flach gedrückt, verschoben, so dass der Durchschnitt der idealen Gestalt — ein regelmässiges Sechseck — in ein ausgezogenes symmetrisches oder völlig unregelmässiges Polygon verändert wird.

Nicht minder häufig findet sich bei diesen Krystallen jene bekannte Eigenthümlichkeit des Quarzes, dass die gleichartigen Flächen keineswegs immer gleichmässig ausgebildet, und somit unter einander gleich sind; durch das Heraustreten einiger, und durch das Zurückgedrängtsein anderer Flächen erscheint die Pyramide von längern und kürzern, breitern und schmälern, also ganz ungleichen Flächen umschlossen; diese Verschiedenheit der Scheitelflächen bedingt natürlich eine ähnliche Unregelmässigkeit der Flächen des dazwischen geschobenen Prisma, und man sieht in der Mitte dieser verzerrten Krystalle Quadrate, Rechtecke, Trapeze, Trapezoide, fünf- und sechsseitige Flächen in allen Grössenverhältnissen auf die unregelmässigste Weise neben einander gestellt. Dadurch weicht der Habitus solcher Krystalle oft so sehr von der idealen Gestalt ab, dass man alle Mühe hat, in diesen durch ungleiche Ausdehnung der Krystallflächen erzeugten Verzerrungen Grundgestalt und System wieder zu erkennen.

Sehr oft zeigen die Krystalle an einer Stelle des Prisma oder in dessen Nähe unregelmässige Vertiefungen mit bisweilen muschliger Bruchfläche, oder kleine Aushöhlungen, deren Wandungen wie geflossen erscheinen, oder Vertiefungen, an welchen die dem Quarze eigenthümliche Querstreifung, oder sehr schmale, treppenförmig gebildete Vorsprünge, hervorgebracht durch die oscillatorische Combination der Säule und Pyramide, deutlich erkennbar sind. Fichtel hat an einem solchen Krystalle „zwanzig und mehr solche stuffenartig auf einander gesetzte Lamellen“ gezählt.

Die Krystalle sind fast ohne Ausnahme ungefärbt und wasserhell; nur unter jenen, in der Marmarosch gesammelten befanden sich einige wenige von bräunlichgelber Färbung, durch Nichts verschieden von den sogenannten Rauchtopasen.

Die Länge der Marmaroscher Krystalle wechselt von 1 bis 6 Linien, die Breite von 1 bis 4 Linien; sie finden sich von der Grösse eines dicken Gerstenkorns bis zur Grösse einer mässigen Haselnuss. Die bei Bozza und zwar keineswegs häufig vorkommenden sind kleiner, erreichen selten die Grösse eines Gerstenkorns, übertreffen jedoch durchschnittlich durch ihr Feuer, ihre Reinheit und vollkommene Regelmässigkeit der Krystallform die ungarischen Steine. Die von Halmagy in

Siebenbürgen sind mehr in die Länge gezogen, die Säule erscheint ausgebildeter als die Pyramide, in Bezug auf Reinheit und Feuer stehen sie jedoch den Marmaroscher Diamanten weit nach.

Die im k. k. Hof-Mineralienkabinette zu Wien ausgestellten ähnlichen Bergkrystalle zeigen folgende eigenthümliche Unterschiede. Die vom Zirknitzer See sind lang und schmal, da die mittelständige Säule fünf- bis sechsmal länger erscheint, als die beiderseitige Pyramide; niedriger sind die vom Fichtelgebirge, deren Säule drei- bis viermal länger ist, als die Pyramide; die von Grenoble sind haselnussgross, verzerrt und unrein; die von Cayenne, zwar kleiner als die Marmaroscher, etwa von der Grösse eines Hirsekorns bis zur Grösse eines Hanfkorns, übertreffen durch Glanz und Feuer weit die ungarischen Steine. Durch Regelmässigkeit und Vollendung der Krystallform erscheinen vielleicht unübertroffen die kleinen Bergkrystalle aus Lippe-Detmold.

In der Marmarosch und in Siebenbürgen trifft man diese netten Quarze lose und zerstreut im Sande, im Lehm- und Thonboden, an Ufern der Gewässer, in Bächen und auf Aeckern, wo selbe mitunter durch den Pflug zu Tage gefördert werden. Besonders nach einem Regen verrathen sich diese Steine durch das Schimmern der blankgewaschenen Flächen, und solche atmosphärische Niederschläge liefern den Sammlern gewöhnlich eine reiche Ausbeute. Diese Stellen sind jedoch keineswegs die ursprünglichen Lagerstätten der Marmaroscher Steine. Diese finden sich vielmehr in einem, den höhergelegenen Bergen eigenthümlichen Gesteine eingeschlossen, aus welchem sie durch Regen, Quellwasser u. s. w. ausgewaschen oder sonst auf eine andere Art losgemacht, fortgeschwemmt, und zuletzt in den tieferen Gegenden abgesetzt und verstreut worden sind.

Ueber das Vorkommen dieses Muttergesteins herrscht noch keineswegs eine übereinstimmende Angabe. Ich hatte nur Gelegenheit, einige Handstücke aus der Marmarosch zu untersuchen, worin diese zierlichen Quarze eingeschlossen vorkommen. Dieses Gestein besteht aus unregelmässigen, verdrückten, schiefrigen Lagen eines dunklen, bläulichgrauen oder schwärzlichen Mergels von geringer Härte und bisweilen fast faseriger Struktur, abwechselnd mit massigen, meist platten- oder schilfförmigen Absonderungen eines krystallinischen licht- oder dunkelgrauen Kalks von blättriger oder körniger Struktur, der häufig auch in dünnen Schnüren und Bändern das Mergelgestein durchzieht. Der Mergel gibt beim Anhauchen oder Befeuchten den bekannten Thongeruch von sich, und brausst mehr oder weniger mit Säuren. Der Kalk erscheint oft in den Klüften des Gesteins in vollkommenen Rhomboëdern auskrystallisirt.

Enthält das Gestein nur eine geringe Beimengung von Kalkspath, so hat es auf den ersten Anblick die grösste Aehnlichkeit mit Thonschiefer, der hie und da mit Kalkschnüren durchsetzt ist. Aus diesem Grunde wird von Fichtel dieses Gestein „neuer Thonschiefer,“ von andern *) ein erhärteter, bituminöser Mergel genannt, der von Kalkadern durchzogen ist, und in dichten, zerklüfteten Kalkstein übergeht. In diesem Gesteine finden sich nun zum Theile die Bergkrystalle eingewachsen. Von den Bruchflächen zerschlagener Stücke lassen sie sich leicht ablösen, und hinterlassen in der fast erdigen Masse einen genauen Abdruck ihrer Form. Meistens jedoch sitzen sie in den, von Kalkbändern eingesäumten Ritzen und Spalten des Mergels, und sind in diesem Falle blos mit einem

*) Abbé Estner. Versuch einer Mineralogie. Wien, 1794.

Punkte ihres mittleren Stückes an die Wand der Zerklüftung angeheftet, sonst von allen Seiten frei. An diesen ursprünglichen Stätten erscheinen sie jedoch meist vereinzelt, auch zu zwei und drei beisammen, selten in grösserer Anzahl, sehr selten die Spalten ganz ausfüllend.

In geognostischer Beziehung bezeichnet Fichtel *) die Berge, welche die Marmaroscher Diamanten enthalten, als Abfälle einer hohen „Schieferfelskette," welche an der gallizischen Gränze bei den Dörfern Ussok und Stavna, ohnweit Unghvár, hervorbricht und sich an den Sandstein anschliesst, der jenseits der Gränze bis in die Ebenen Galliziens hinabsteigt. (Karpathensandstein.) Dieses Schiefergestein besteht nach seiner Untersuchung aus einem Gemenge von Sand, schwärzlichem Thon und Glimmerschüppchen mit einem bedeutenden Kalkgehalte. Zipser **) beschreibt die Lagerstätte jener Quarze als einen, durch Bitumen schwärzlich gefärbten Mergel, der mit kleinblättrigem Kalkspathe von grauer oder weisser Farbe abwechselnd die Zerklüftungen eines glimmerreichen Sandsteines (Karpathensandsteines) ausfülle. Beudant hingegen glaubt das Gebirge, welches die ursprüngliche Lagerstätte der Marmaroscher Steine ist, als wirklichen Grauwackenschiefer bezeichnen zu müssen. Dieser flüchtige Beobachter hat jedoch die geognostische Beschaffenheit jener Gegend nicht wirklich untersucht, und seine Vermuthung ist keineswegs durch spätere Forschungen bestätigt worden.

Das Muttergestein der Marmaroscher Diamanten ist ein schwärzlicher Mergel; ob aber dieses Gebilde den tiefsten (eocenen) Schichten der Tertiär-Formation zugezählt, oder der Kreide im Karpathensandsteine untergeordnet werden muss, werden weitere Beobachtungen erst herausstellen. Die Bristoler Quarze finden sich in Mergelkugeln, die von Grenoble nach der Angabe Beudants in den neuesten Kalkschichten des Uebergangsgebirges (Alpenkalk), die aus Lippe-Detmold in einem mergeligen, sehr fruchtbaren Boden.

Gewisse Abänderungen des Bergkrystalls werden wegen ihres Vorkommens in grossen, fehlerfreien, ganz besonders reinen Stücken sehr geschätzt, so wie die aus den „Krystallkellern" der Alpen, aus der Dauphiné, von der Insel Madagaskar, von Jemtland in Schweden. Andern Quarzen glaubt man in Hinsicht ihrer fremdartigen Einschlüsse im Innern der Krystallmasse einen ganz besondern Werth beilegen zu müssen, und aus dieser Ursache werden die sogenannten Haar- und Nadelsteine, welche haar- oder nadelförmige Krystalle, und andere, welche Blättchen oder Schüppchen von verschiedenen Mineralien eingewachsen enthalten, so wie die sogenannten Wassersteine, in deren Blasenräume man bewegliche Wassertropfen, Erdöhl u. s. w. eingeschlossen sieht, von Liebhabern oft mit fabelhaften Preisen bezahlt. Noch andere Quarze sind ihrer schönen Färbung wegen besonders beliebt, wie der Amethyst, der sogenannte Goldtopas u. a. Auch jene netten Miniatur-Krystalle, die man in der Marmarosch und an andern Orten findet, haben wegen ihrer freilich nur sehr entfernten Aehnlichkeit mit dem Könige der Edelsteine, dem Diamanten, die Aufmerksamkeit der Menschen von jeher auf sich gezogen, und zu mannigfacher Verwendung Anlass gegeben. Sie wetteifern mit ihm an Härte, Glanz und prachtvollem Farbenspiel, übertreffen ihn sogar durch eine markirtere Ausbildung der Krystallform.

---

*) J. Ehrenreich v. Fichtel. Mineralogische Bemerkungen von den Karpathen. Wien, 1791.

**) Zipser. Topographisch-mineralogisches Handbuch. S. 258.

Dieser Eigenthümlichkeiten wegen eignen sich die Marmaroscher Quarze ganz besonders zu Schmucksteinen. Ganz reine, grössere und fehlerfreie Stücke wurden in den Formen der Brillanten, Rosetten und Tafelsteine kunstgerecht geschliffen und gleich den „böhmischen Steinen“ unter den bereits oben angeführten Benennungen in den Handel gebracht *). Da insbesondere in den Endstükken der kleineren Krystalle — in den Pyramiden — die Reinheit viel ausgezeichneter, der Glanz viel feuriger ist, als in dem dazwischen liegenden Säulenstücke, und da man gefunden hatte, dass dieser intensive natürliche Glanz der Krystallspitzen keineswegs durch Schleifen und Poliren noch mehr erhöht werden konnte, so wurden solche sorgfältig ausgewählte Krystalle, die höchstens die Grösse eines dicken Gerstenkorns und zugleich in ihrer Form die erwünschte Regelmässigkeit besassen, von den Steinschleifern in der Mitte zersägt, oder durch Absprengen und Abschleifen in die gewünschte Form gebracht, und sodann blos im Schmucke ihrer natürlichen Facetten ohne weitere Zurichtung als „fertige Edelsteine“ den Juwelieren übermittelt. Das natürliche Feuer solcher ausgesuchten Stücke wurde bei der Fassung überdiess noch durch eine zweckmässige Folie oder Unterlage so erhöht, dass solche Schmucksachen vom ächten Brillantschmucke kaum unterschieden werden konnten. Die Pracht solcher falscher Diamanten täuschte selbst Kenner; es fehlt nicht an Beispielen, dass Diademe, Ohrgehänge, Spangen u. dgl. aus ungarischen Steinen verfertigt, in den höchsten Kreisen der Gesellschaft jahrelang getragen wurden, ohne dass es Jemanden eingefallen wäre, die Aechtheit dieser Brillanten in Zweifel zu ziehen; und es ist nichts weniger als unwahrscheinlich, dass mancher Familienschmuck, der sich von Generation auf Generation vererbt, mitunter statt ächter Diamanten solche aus der Marmarosch enthalten mag. Das Schleifen und Fassen dieser Steine besorgten vorzugsweise Wiener Juweliere.

Diese vielgesuchten und beliebten Steine wurden ehedem weit häufiger gefunden als heut zu Tage. Unsortirt kaufte und verkaufte man sie in Hohlmaassen. Liebhaber brachten ganze Metzen davon zusammen, wählten unter Hunderttausenden die prächtigsten Stücke aus, und liessen daraus Schmucksachen verfertigen, welche, obschon als „unächte“ Brillanten bekannt, dennoch in jenen Zeiten einen unglaublichen Werth besassen. Mit minder zierlichen, unreinen oder beschädigten Marmaroscher Krystallen sah man noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts hie und da in den Gärten reicher ungarischer Edelleute Fusswege und kleine freie Plätze übersäet. Hunderttausende sind in öffentlichen und in Privatsammlungen zerstreut. Heut zu Tage gehören die Marmaroscher Diamanten, wenn auch nicht gerade zu den Seltenheiten, doch zu jenen Mineralien, die man nicht haufenweise antrifft. Schon Fichtel erwähnt, „dass man jetzt (1790) Mühe habe, einige aufzubringen.“

Die Bergkrystalle von Alençon in Frankreich werden auf ähnliche Weise als „Diamanten von Alençon“ zu Schmucksachen verarbeitet, eben so die von Cayenne eingeführten unter den Namen „pierres de Cajenne.“ Sie dienen ferner zur Bereitung eines Glasflusses, aus welchem Stücke von wundervoller Schönheit geschliffen werden, die den Namen „imitation des diamants“ keineswegs mit Unrecht tragen **). Die schönen in Lippe-Detmold vorkommenden Quarze führen den Namen „lippische Diamanten“ ***).

---

*) R. Blum. Taschenbuch der Edelsteinkunde. Stuttgart, 1832.

**) M. Blondeau. Manuel de Mineralogie. Paris, 1831.

***) J. F. L. Hausmann. Untersuchungen über die Formen der leblosen Natur. Göttingen, 1821.

Dass die Alten den ostindischen Diamanten als den kostbarsten Edelstein gekannt haben, unterliegt keinem Zweifel. Dass sie aber überdiess winzige Bergkrystalle von makelloser Schönheit, und vielleicht noch andere Edelsteine, z. B. Topase, Berylle u. dgl. unter die Diamanten zählten, ist aus den Schriften des Plinius *) ersichtlich, der sechs Arten (genera) von Diamanten unterscheidet. Seine Beschreibung der äussern Form gewisser Diamanten, so wie die angeführten Fundorte, Arabien, Macedonien, Germanien, Cypern u. s. w. lassen die Quarze nicht verkennen; seine cyprischen Diamanten waren nichts anderes, als jene zierlichen Krystalle, die noch heut zu Tage bei Kukla und Alt-Baffa auf der Westküste der Insel Cypern gefunden werden, und den Namen „Diamanten von Paphos" führen.

Aber auch in neuerer Zeit fehlt es nicht an Beispielen, dass schöne Bergkrystalle für Diamanten ausgegeben wurden. Grosses Aufsehen machte im Anfange des jetzigen Jahrhunderts ein angeblicher Diamant von ausserordentlicher Grösse und unübertroffener Schönheit, im Besitze des Dr. Gottfried Christoph Beireis, Hofraths in Helmstädt. Dieser Mann, eben so auffallend durch seine wunderlichen, bizarren Eigenheiten, wie ausgezeichnet durch sein galantes, bezauberndes Benehmen, war ein vortrefflicher, vielseitig gebildeter Kopf, ein ausgezeichneter Arzt und Naturforscher, der nach dem Ausspruche Göthes, in allen Fakultäten bewandert, sich anmassen konnte, jede Lehrkanzel mit Ehren zu betreten. Im Besitze grosser Reichthümer ward es ihm leicht, grossartige Sammlungen von Natur- und Kunstschätzen zusammenzubringen. Er besass die weltberühmten Vaucanson'schen Automaten, ein reichhaltiges Naturalienkabinet, eine höchst werthvolle Münzsammlung, eine Gemäldegallerie, die sieben Wunder von Helmstädt und eine Unmasse von andern Kuriositäten, bei deren Ankaufe er Kaiser und Könige überbothen hatte, die er mit grosser Umständlichkeit vorzuzeigen pflegte, und durch deren hohen Kaufpreis er Aufsehen und Bewunderung erregen wollte. Hiebei liess er es nicht an Uebertreibungen und Mährchen fehlen; er fand ein absonderliches Vergnügen darin, seine Zuhörer durch die Erzählung der erstaunlichsten und ungeheuerlichsten Dinge zu verblüffen. So pflegte er unter Andern bei passenden Gelegenheiten oft zu versichern, er verstände die Kunst, junge Maikäfer in Krebse zu verwandeln, und diese sodann bis zu einer kolossalen Grösse zu mästen. Wenn daher ein solcher Mann, dessen Geldreichthum unerschöpflich schien, dessen Sammlungen und Kostbarkeiten weltbekannt waren, sich mit dem Besitze eines Diamanten von der Grösse eines Gänseeies brüstete, so wurde ganz natürlich dieser Behauptung der vollste Glaube geschenkt.

Im August des Jahres 1805 hatte Göthe**) das Glück, dieses unschätzbare Juwel zu sehen. Beireis wollte Anfangs lange nicht daran, die Krone seiner Schätze vorzuzeigen, ja nur von ihr zu sprechen. Keines der Glieder der Helmstädter Akademie hatte dieses Kleinod je gesehen. Fremden pflegte er das Mährchen aufzubinden, dass dieser unschätzbare Stein nicht in seinem Hause sei; er habe zwölf vollkommen gleiche und gut versiegelte Kästchen, in deren einem der Edelstein eingeschlossen sei; diese zwölf Kästchen habe er unter zwölf auswärtige Freunde vertheilt, von denen

---

*) C. Plinii secund. Histor. natur. Lib. XXXVII. c. IV.

**) Göthe's sämmtl. Werke in 40 Bänden. Stuttgart und Tübingen bei Cotta, 1840. 37. Band. Annalen oder Tag- und Jahreshefte.

jeder natürlich glaube, er besitze den Schatz, während nur er allein wisse, wo er sich eigentlich befinde.

Bei jener Gelegenheit präsentirte Beireis seinen Diamanten ganz einfach, indem er ihn ohne weitere Ceremonien aus seiner Hosentasche herausholte. Nach der Beschreibung Göthes hatte der Stein ohngefähr die Grösse eines mässigen Gänseeies, war ungeschliffen und vollkommen wasserhell. Beireis machte sofort damit einige zweideutige Experimente, liess den geriebenen Stein kleine Papierschnitzel anziehen, zeigte, dass derselbe von einer englischen Feile nicht angegriffen werde, und erzählte die oft aufgetischte Geschichte, dass er den Stein in einem Muffel angezündet, und, von der Pracht des brennenden Minerals ganz hingerissen, vergessen habe, die Flamme rechtzeitig zu löschen, so dass der Stein über eine Million Thaler am Werthe verloren habe, dass er sich aber dennoch glücklich preise, im Genusse eines Feuerwerks geschwelgt zu haben, das sich Kaiser und Könige versagen müssten; noch jetzt habe der Stein einen Werth von etwa zwei Millionen Thaler.

Göthe glaubte „einige Zweifel gegen die Aechtheit dieses gefeierten Schatzes“ hegen zu dürfen, spricht sich aber keineswegs darüber mit Bestimmtheit aus. Er machte damit nur ein einziges Experiment, welches den oben angeführten an Zweideutigkeit wenig nachsteht. Er hielt nämlich das Wunderei vor die Augen, betrachtete durch dasselbe die Fensterstäbe, und fand, dass die Farbensäume daran nicht breiter waren, „als ein Bergkrystall sie auch gegeben hätte.“ Auffallend bleibt es immer, dass Göthe von dem Mangel des so charakteristischen Diamantglanzes, des unverkennbaren Farbenspiels u. s. w. nichts erwähnt, anderer Ungereimtheiten nicht zu gedenken, die über die wahre Natur dieses Minerals wohl kaum einen Zweifel lassen mussten.

Merkwürdiger Weise fand sich nach dem Tode des Hofraths Beireis dieses kostbare Juwel in dessen Nachlasse nicht vor. Es ist möglich, dass der Besitzer noch bei Lebzeiten dieses werthlose Spielzeug aus seinen Sammlungen ausschied, um sich nach dem Tode nicht noch lächerlich zu machen, möglich auch, dass die Erben, durch Leute von Fach über die fragliche Natur dieses Steines aufgeklärt, denselben ohne Aufsehen bei Seite gebracht haben — wenigstens hat man bis auf den heutigen Tag nie mehr Etwas von dem Beireis'schen Diamanten gehört.

Dr. Gustav Lorinser.